



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eugen Mouton : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und in den meisten Oberlandesgerichtsbezirken dürften die landgerichtlichen Prozesse eine ebenso rasche Erledigung finden, wie dies gegenwärtig dank dieser segensreichen Einrichtung in Sachsen, Württemberg und Baden der Fall ist.



Eugen Mouton

(Schluß)



achdem Eugen die Schulmarter überstanden hatte, wählte er die juristische Laufbahn. Die Erfahrungen, die er als Substitut und als Chef in der Staatsanwaltschaft machte, die Kriminalfälle, die er erzählt, sein Urteil über das Verfahren, das alles muß für Juristen sehr interessant sein, aber wegen Mangels an Sachkenntnis verzichten wir auf die Darstellung dieser Dinge und beschränken uns darauf, sein Urteil über den Richterstand seines Vaterlandes mitzuteilen. „Zwanzig Jahre Amtsführung an acht Tribunalen in verschiedenen Gegenden, die weit entfernt voneinander liegen, und in politisch verschieden beeinflussten Zeiten haben an meinem Urteil nichts geändert. Wenn ich bedenke, daß zwar kein Mensch ein Engel ist, daß aber die Lebensumstände dem einen das Gute leichter oder schwerer machen als dem andern, so erscheint es mir als ein großes Glück für einen rechtschaffnen Mann, wenn er als Justizbeamter leben kann. Es gibt kein Paradies auf Erden, aber je länger man die Bedingungen betrachtet, die die Moralität beeinflussen, und die von der Gewalt der Dinge so ungleich unter die verschiedenen Berufsarten verteilt werden, desto beneidenswerter erscheint einem das Loos eines Richters. In keinem andern Stande ist ein Mann so ausschließlich nur von seinem Gewissen abhängig, und seine Berufspflicht besteht darin, seinen Mitmenschen ihr Eigentum, ihre Rechte, ihre Ehre und ihr Leben zu sichern [was aber, wie unsre heutigen Kriminalreformer behaupten, infolge mangelhafter Gesetze und Einrichtungen so unvollkommen geschieht, daß die Gewissen mancher Juristen unruhig zu werden anfangen; den Dingen auf den Grund zu sehen, ist wohl nicht Franzosenart]. Gewiß gibt es keinen Beruf, in dem man nicht rechtschaffen sein könnte, aber man beleidigt niemand, wenn man auf den Stand hinweist, der den Frieden des Gewissens am besten sichert. Zwar habe ich auch unwürdige Justizbeamte kennen lernen, aber ihre Zahl ist so klein, daß die Seltenheit der Ausnahmen die Würdigkeit des ganzen Standes nur um so heller strahlen läßt. Auch die politischen Umwälzungen ändern nichts daran; jede führt dem Stande einige bedenkliche Leute zu, aber dieser moralisiert und diszipliniert sie entweder oder stößt sie wieder aus. Wie bei allen Körperschaften, so ist es auch bei den Tribunalen: die kleinsten haben die besten Mitglieder, weil in großen Kollegien das Gewicht der einzelnen Stimmen sinkt und dadurch das Gefühl der Verantwortung geschwächt wird; zudem überwiegt in großen Gerichtshöfen die Stimme des Präsidenten. Die einzigen Mißbräuche, über die ich mich zu beklagen gehabt habe, habe ich in den Assisen, dieser absurden Einrichtung, angetroffen. Unerträglich waren in

den Jahrzehnten nach der großen Revolution die Betrügereien, Spitzbübereien und Räubereien der Advokaten, die man sich mit unerklärlicher Nachsicht gefallen ließ. Unter Louis Philipp jedoch erreichte der Richterstand den höchsten Grad seiner Unabhängigkeit, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit und machte dem Unfug ein Ende. Das ging so schnell, daß sich eine vollkommene Reform vollzog, und strenge Aufsicht zwingt seitdem die Advokaten, so rechtschaffen zu sein wie die Richter.“ Mouton fand hie und da noch Spuren der altfränkischen Etikette, deren Beobachtung bis vor kurzem der richterlichen Aristokratie zur Wahrung ihrer Würde gedient hatte. Ein neu angekommener junger Beamter ist das erstemal beim Präsidenten eingeladen. Er setzt sich zu einigen Damen, die er kennt, da kommt die Präsidentin und ersucht ihn, ihr seinen Platz einzuräumen. Er setzt sich zu andern Damen, sofort erscheint die Frau Präsidentin und richtet dieselbe Bitte an ihn. Er sieht sich verwundert um und bemerkt nun, daß alle Herren stehn; man sagt ihm dann: im Salon der ersten Präsidentin und in jedem andern Salon, den sie mit ihrer Gegenwart beehrt, ist es den Herren verboten, sich zu setzen. Ein Präsident pflegte zu fordern, daß, wenn er ein Haus betreten sollte, beide Flügel der Einfahrt geöffnet würden. Einmal blieb er, schon dem Wagen entstiegen, im Schnee und Regen vor der geöffneten Tür stehn und wartete, bis man mit vieler Mühe den zweiten Flügel zurückgeschlagen hatte, der seit langer Zeit nicht geöffnet worden und deshalb eingeroftet war.

Da Moutons richterliche Amtsführung im Jahre 1848 begann, fand er das Gleichgewicht des würdigen Standes ein wenig durch die Politik erschüttert. Er selbst macht ungefähr den Eindruck eines aufgeklärten und wohlmeinenden preussischen Bureaukraten. Er nennt sich liberal, und die Entschiedenheit, mit der er jede Art von Aberglauben, z. B. das Tischrücken mißbilligt, bezeugt seinen Rationalismus. Er ist durch und durch human, der Anblick des Elends ist ihm entsetzlich, er hilft, wo er helfen kann, und er verkehrt gern und gemächlich mit Leuten niedern Standes. Aber der Demokratie macht er nicht das mindeste Zugeständnis; für das Volk, das politisiert, hat er nichts als Verachtung. Er begrüßt es mit Jubel, daß Napoleon Ordnung macht, und schlägt auf seiner ersten Station, in Draguignan, in Abwesenheit seines Chefs sehr schneidig eine aufrührerische Bewegung nieder. Mit großer Genugthuung erfüllt ihn eine Expedition in die Umgegend, wo er, nur von einem Polizeibeamten und einigen Gendarmen begleitet, mehreremal inmitten großer drohender Volksmassen verhandelt und Verhaftungen vorgenommen hat. Er sei überzeugt, schreibt er, daß er nicht einen Augenblick in Gefahr geschwebt habe. Zuletzt ließen die Kerls den procureur de la république leben. Osez donc avoir peur du peuple: il n'y a de dangereux que sa bêtise ou la vôtre! Die Charakterschilderung jedoch, die er von den Südfranzosen entwirft, schwächt die Kraft der Folgerungen, die er aus seinen Erlebnissen in Draguignan zieht, einigermassen ab. Das Volk sei dort schlecht erzogen, wenig intelligent und unerschämt. Wenn man diese Leute einander schimpfen und drohen höre, überlaufe einen die Gänsehaut; bei der geringsten Veranlassung drohten sie mit den entsprechenden Handbewegungen: Ich will dir die Nägel bis zu den Ellbogen, die Haare bis

zu den Schultern abschneiden! Dabei, versichert er, sind sie aber ganz ungefährlich, weil ihre Feigheit ihre Bosheit noch bei weitem übertrifft; diese entspringt aus ungemildeter Selbstsucht und aus grenzenloser Eitelkeit. Es könnte wohl sein, daß er nicht überall mit einer aufgeregten Volksmenge so leicht fertig geworden wäre wie bei diesen sich wild und grausam gebärdenden Hasenfüßen. Übrigens scheint er unter den so beschriebnen gens du Midi nur die Provençalen zu verstehen; in Rodez am Aveyron (Guienne) lernt er später einen vorzüglichen Menschenschlag kennen. Am tüchtigsten findet er die Menschen des östlichen Frankreichs, also die mit dem reinsten Frankenblute, ohne damit die neuen Rassen-theorien stützen zu wollen, von denen er nichts zu wissen scheint.

Auch in der Kirchenpolitik erinnert er an Preußen. Er ist religiös, aber ohne jede Spur von Bigotterie, und würde, wenn ihm sein Amt Veranlassung dazu gegeben hätte, unbotmäßigen Mitgliedern des Welt- und des Ordensklerus den Daumen aufs Auge gedrückt haben, ohne die religiösen Empfindungen des Volkes zu verletzen und ohne die gesetzmäßige Wirksamkeit der Kirche zu beeinträchtigen. Er lernt einen Bischof kennen — den von Luçon in der Vendée, Baillès mit Namen —, der lebhaft an unsern Korum erinnert. In den ersten Jahren des zweiten Kaisertums, erzählt Mouton, führte ein Teil des Klerus einen erbitterten Krieg gegen die Regierung. Baillès war einer der ärgsten Fanatiker; er nahm bei seinen feindseligen Maßregeln keine Rücksicht auf die Personen der Beamten und hatte kein Mitleid mit den ehrlichen Leuten, die dabei zu Schaden kamen. Sein Türkenkopf war die Staatsschule, nicht bloß, weil sie eben Staatsschule war, sondern auch, weil er ihr durch heftige Angriffe Schüler entziehen wollte, um sie dem Kolleg zuzuführen, das er selbst gegründet hatte. Eines schönen Tags ereignete sich folgendes. Das Unterrichtsministerium verschickte eine Sammelliste an die Lehrer; es handelte sich um einen Zweck, dessen Förderung als ein Beweis kaiserlicher Gesinnung gelten konnte. Arme Teufel wie die Lehrer zeichnen in solchen Fällen immer, denn dergleichen Einladungen sind ja Befehle der hohen Obrigkeit. Diesemal aber war einer so kühn, den Platz neben seinem Namen leer zu lassen. Der Dummkopf, so nennt ihn Mouton, würde seine Existenz gefährdet haben, wenn nicht der Rektor der Vendée, Cassin (der recteur hat ungefähr die Stellung eines preussischen Provinzialschulrats), für den Widerspenstigen gezeichnet und einen Betrag aus seiner eignen Tasche für ihn bezahlt hätte. Der Bischof erschnüffelte diese aus reinem Wohlwollen verübte unkorrekte Handlung (die Mouton, nicht nach deutschem Geschmack, höchst lobenswert findet) und bestimmte den Lehrer, Cassin der Fälschung anzuklagen. Dieser wurde strafversetzt — auf einen bessern Posten zwar, ärgerte sich aber trotzdem zu Tode. Den unverträglichen Bischof lobte man später nach Rom weg, wo er als Mitglied der Indexkongregation reichlich Gelegenheit hatte, seine Zelotenwut an ketzerischen Büchern auszulassen. Einmal sah sich Mouton veranlaßt, einem Geistlichen eine scharfe Rüge zu erteilen. Ungeheuer von Geschwistern hatten ihren wohlhabenden Bruder durch eine frivole Anklage auf dem Rechtswege (der in diesem Falle ein abscheulicher Unrechtsweg war, was Moutons Preise der Justiz einiges von seinem Werte nimmt) ins Bagno gebracht, um sich seines Vermögens zu bemächtigen; die Verurteilung

zu lebenslänglichem Bagno zog nämlich den bürgerlichen Tod nach sich. Nachdem der Unglückliche fünfzehn oder zwanzig Jahre verbüßt hatte, wurde er begnadigt, und den Brüdern wurde die Pflicht auferlegt, ihm jährlich 800 Franken zu zahlen. Das war ihnen zu viel, und sie schickten einen Geistlichen zu Mouton, der ihn bat, das Jahrgeld herabzusetzen. Mouton antwortete: „Herr Abbé, ich kenne die Lage des Mannes und weiß, was ihn hineingebracht hat. Leider kann ich ihm sein Vermögen nicht wiedergeben, das ihm seine Familie mit Hilfe eines seitdem mit Recht abgeschafften Gesetzes entrißen hat. Sie schließen ohne Zweifel schon aus diesen Worten, daß ich für diese Familie nicht zu haben bin. Da Sie noch sehr jung sind, darf ich annehmen, daß Sie den Fall nicht kennen; sonst müßte ich Ihnen mit lebhaftem Bedauern sagen: ich begreife nicht, wie ein Priester einen solchen Auftrag übernehmen kann.“

Auch eine Klosteraffäre von der heute in Frankreich, Spanien und Galizien wohlbekanntem Sorte mußte er durchsetzen. Ein Mädchen aus wohlhabender Familie war von einer Betschwester ins Kloster entführt worden. Vater und Bruder wollten sie wieder haben. Mouton bearbeitete zweimal stundenlang die Oberin und setzte die Entlassung der Person durch, die übrigens selbst ihrer Befreiung widerstrebte und nicht im mindesten erfreut darüber war. Die Sache war sehr schwierig, weil die Nonnen durch ein verhängtes Gitter mit ihm verhandelten, sodaß er nicht einmal die Identität der Personen feststellen konnte, ferner weil der geringste Ausbruch von Hefigkeit ihn vor wahrscheinlich versteckten Aufpassern kompromittieren und ihm das Spiel verderben konnte, und weil die Person, die sich Oberin nannte, mit uner schöplicher Beredsamkeit und großer Geschicklichkeit disputierte und deklamirte, während andre klagende, weinende, Ohnmachten ankündigende Stimmen den nervenan greifenden Chorus spielten; aber seine „mit Sammet gepolsterte Eisensfaust“ hielt das schlechte Geschlüpfer fest und zwang es endlich, sich zu ergeben. Dagegen war er ebenso entrüstet wie alle andern Zeugen des Vorfalles, als in einer Gesellschaft beim Präfekten in Niort ein Herr de Barochejacquelein (ohne Zweifel ein Sohn des berühmten Royalistenführers) dem ihm gegenüberstehenden Pfarrer Beschimpfungen des Klerus ins Gesicht rief und das Lied anstimmte:

Laissez paître vos bêtes,
 Capucins, capucinots,
 Laissez paître vos bêtes
 Le long de votre dos.

Beamte vom Schlage Moutons würden mit Kongregationen und widerspenstigen Bischöfen schon fertig werden, ohne die Religion zu zerstören, wenn sie ein kluger Staatsmann führte, dem die Monarchie oder eine befestigte Aristokratie Rückhalt gewährte und eine planvolle Wirksamkeit von längerer Dauer sicherte. Aber die Kammerjakobiner und eine Regierung, die auf dem unzuverlässigen Boden wechselnder Majoritäten steht und von Geldmännern abhängig ist, die können die schwierige Angelegenheit nicht ins reine bringen; die Dinge werden in Zukunft verlaufen wie bisher: tolle Ausschreitungen des Religionshasses werden mit ebenso tollen Reaktionen einer fanatischen Bigotterie wechseln.

Die Bendée, die Mouton auf mehreren Stationen kennen lernte, schildert

er als ein Schlaraffenland, wo man damals spottbillig lebte und von Gastwirten wie von Quartierwirtinnen mit Delikatessen gestopft wurde. Soll man es charakteristisch finden, daß die frommen Bendeer unter andern wunderlichen Heiligen auch eine Menschenfresserin verehren? Die Frau Beatrix von Fontanelles ließ sich täglich ein kleines Kind braten. Nachdem sie die meisten Kinder der Umgegend verzehrt hatte, flohen die Mütter der noch übrigen mit ihren Lieblingen in die Wälder, und der Verwalter mußte eines Tags der Schloßherrin melden, es gebe keinen Kinderbraten mehr. Was? rief diese, du hast ja selbst ein Kind! Sofort läßt du das zubereiten! Die Frau des Verwalters aber schlachtete statt ihres Söhnchens einen Hund. Die Gnädige war sehr ungnädig ob des Betrugs: statt des Kindes hast du einen armen Hund geschlachtet! O, rief ihr zu Füßen fallend der Verwalter, was hat ein Hundemord gegen einen Kindermord zu bedeuten! Da gingen der ogresse die Augen auf. Sie erkannte ihr Verbrechen, tat Buße und fuhr im nächsten Kloster stracks gen Himmel. Zu ihrem Grabe aber wallfahrten die Mütter kranker Kinder und erlangen von ihr die Heilung. Diese verrückte Geschichte hat Mouton in einer Ballade besungen, die mit Bewilligung und zur großen Freude des Dichters für die Bänkelsänger gedruckt worden ist. Auch ein wirklich sehr hübsches Hochzeitsgedicht hat er gemacht und die Bauernhochzeit, für die es bestimmt war, mit seiner Gegenwart verherrlicht. In Fonsac hat er mit Arbeitern Kirchenkonzerte veranstaltet — er hatte einen sehr schönen Bariton und war ein leidenschaftlicher Sänger —, am Innungsball der Maurer teilgenommen und sich mit einem Punsch revanchiert, den er ihnen gab. Dabei sang einer der jungen Männer mit prachtvoller Stimme und unglaublicher Leidenschaft ein revolutionäres Lied; etwas so ergreifendes, versichert der Staatsanwalt, habe er im Leben nicht mehr gehört; das schönste aber sei gewesen, daß der Sänger und die ganze harmlose Gesellschaft von dem gefährlichen Charakter des Liedes keine Ahnung gehabt hätten. Eine merkwürdige Wahrnehmung macht er in Fontenay, das ebenfalls in der Vendée liegt. Verbrechen kämen da wenig vor, und das sei dem tief religiösen Sinne der Bevölkerung zu verdanken. Verhältnismäßig häufig sei jedoch — außer Sittlichkeitsvergehen von jungen Leuten — der Kindermord, und daran sei nun gerade die Religion schuld. In ungläubigen Gegenden werde eine uneheliche Geburt leicht genommen, in religiösen aber gelte sie als ein Fluch und treibe die Schuldige zur Verzweiflung: „Der Kindermord ist ein Verbrechen anständiger Personen.“ In den katholischen Alpenländern, wenigstens in dem bayrischen und in dem österreichischen Teile, scheint die Religiosität diese Wirkung nicht zu üben. In der letzten Zeit seiner Amtsführung beschäftigten Mouton sehr lebhaft pädagogische Fragen, besonders neue Unterrichtsmethoden. Er wurde darauf geführt durch die Sorge für seinen Sohn (er war glücklich verheiratet) und durch den Umstand, daß infolge von Unordnungen dem Staatsanwalt der Vorsitz im Kuratorium der Taubstummenschule übertragen worden war. Zuletzt gründete er noch eine Volksbibliothek, die er in folgender Weise organisierte. Es wurden vierundvierzig verschließbare und leicht tragbare Kästchen angefertigt, in jedes zwanzig Bücher und ein Verzeichnis gelegt und durch die Gemeinbediener vierundvierzig Gemeinden zugesandt.

Allmonatlich wurden die Kästchen gewechselt. Das sollte nur der Anfang einer größern Organisation sein, aber das Jahr 1870 machte der Sache ein Ende. Und das war gut, meint er, denn Volksbibliotheken können zwar unendlichen Segen, aber in schlechten Händen auch unsägliches Unheil stiften; über die Gefahr des zweiten sei man noch lange nicht hinaus; möge die Einrichtung, wünscht er, vorläufig schlafen und erst wiedererweckt werden, wenn Frankreich wieder vernünftig geworden sein wird!

In der zweiten Hälfte seiner Dienstzeit arbeitete er sieben Jahre lang täglich sieben bis acht Stunden — das wird wohl ein bißchen reichlich gezählt sein — an einem großen Werke über die Strafgesetze; später, als sein Kopf schwächer geworden war, kam es ihm so schwierig (profond sagt er) und langweilig vor, daß er nicht einmal mehr drin lesen konnte. Sobald es erschienen war und seinen literarischen Ruf begründet hatte, quittierte er den Dienst gegen den Rat seiner Frau; es sei das, bemerkt er, der einzige Fall gewesen, wo sie sich in Beziehung auf das Interesse der Familie getäuscht habe. Eine Klatschgeschichte hatte ihm das Mißfallen einiger Gebietenden zugezogen, und wenn er die Ratstelle in Montpellier, die man ihm schließlich geben wollte, bekommen hätte, so wäre ihm weder der Ort noch das Amt angenehm gewesen, und dieses würde er noch dazu als gut kaiserlich gesinnter Mann bei der großen épuration de la magistrature nach 1870 verloren haben. Obwohl er in der Provinz die Verhältnisse gesunder, die Menschen besser und vernünftiger fand, namentlich auch, wenn sie das Amt des Geschwornen ausübten, erschien ihm doch das Leben fern von Paris als eine Verbannung. Dahin siedelte also die Familie im Sommer 1868 über. Sie hatten ein bescheidenes Vermögen, und seine Zuversicht, mit Schriftstellerei werde er sich so viel verdienen, wie ihm sein Amt gebracht hatte, rechtfertigte der Erfolg. Die Minister empfingen ihn huldvoll. Zunächst bekam er sogar eine Professur an der neugegründeten école Gerson, einer mit der Sorbonne verbundenen Anstalt, die in der Kommunezeit wieder einging; er lehrte dort anderthalb Jahre das Strafrecht. Dann wollte er Deputierter werden, da die Regierung der anschwellenden Opposition gegenüber Leute von seinem Schlage, die reden könnten, notwendig brauche; aber damit war es nichts. Rouher fragte ihn, ob er „ein Wahlkollegium“ habe. Nein, er gedanke als Regierungskandidat gewählt zu werden. Dann haben Sie keine Aussicht, erwiderte ihm der Minister, die Zeit, wo wir unsre Kandidaten wie Kollis in die Kammer befördern konnten, ist vorüber. Dafür wurde er beim „Moniteur“ angestellt, der in das „Journal officiel“ umgetauft worden war. Journalist hatte er eigentlich, als Würdenträger, nicht werden wollen, aber, dachte er, das ist doch mehr ein Regierungsamt als eine Redakteurstelle. Seine Würde erlitt jedoch bei der Art, wie er hineinkam, eine kleine Beschädigung. Er gedachte in dem Blatte der Regierung als gelehrter Jurist zu dienen, der Leiter aber sprach beim ersten Besuch, den ihm Mouton machte, nicht von dem großen Werke über die Strafgesetze, das er gar nicht zu kennen schien, sondern von dem allerliebsten Invaliden mit dem hölzernen Kopf, den der neue Kollege im Figaro veröffentlicht hatte, und sagte, er möge ihm nur recht viel solcher lustiger Sachen liefern. Mouton sagte zwar zu, dachte aber dabei: Aee, das

tue ich nicht; den amtlichen Spaßmacher spielen, das paßt weder zu meinem Alter noch zu meiner Würde! Über Nacht aber fiel ihm ein schöner Stoff ein, und am andern Morgen schrieb er den Gorilla, aus dem dann das erste Kapitel der Reisen des Kapitäns Cougourdan geworden ist. Seine Artikel wurden so gut bezahlt, daß er schon nach wenig Monaten sein altes Einkommen hatte. Das Journal officiel und den Verlag Maillot nennt er die Brunnen seiner literarischen Existenz. Es ist wahr, sagt er, ich habe ihnen Wasser geliefert, aber ohne sie hätte mein Wasser nicht fließen können. Es ist übrigens unglaublich, bemerkt er bei der Gelegenheit, wie viel Leute, abgesehen von denen, die ganz von der Feder leben, mit deren Hilfe ihr Einkommen verbessern. Viele arme Mütter, Mädchen und Witwen müßten ohne sie Not leiden. Aber auch unzählige Beamte, bis in die Ministerien hinein, schriftstellern fleißig, nicht zu ihrem und auch nicht zu ihres Amtes Schaden. Weit entfernt davon, daß sie die Schriftstellerei diskreditierte, verschafft sie ihnen Ruf und dient zu ihrer Beförderung, besonders wenn sie Theaterstücke und knusprige Romane schreiben [so weit dürften wir in Preußen noch nicht sein]. Was aber das Amt betrifft, so könnte es dem gar nicht schaden, wenn alle Amtschmieren etwas mehr Geist hätten. Der Dienst hat darunter noch nirgends gelitten, und gerade der angenehme Wechsel der Arbeit schützt vor Ermüdung. Der Verfasser zählt die Zeitschriften auf, für die er gearbeitet hat, und nennt die Titel seiner achtundzwanzig Bücher; die meisten mögen wohl nur winzige Bändchen gewesen sein; in Deutschland sind sie nicht bekannt geworden; er sagt auch nichts davon, daß eines übersetzt worden wäre. Es ist eine „Moralische Zoologie“ (vielleicht Tiermoral?) darunter und eine anthropologische Abhandlung: *D'un mouvement digito-dorsal exclusivement propre à l'homme*. Er hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß der Mensch das einzige unter allen Säugetieren ist, das sich an allen Stellen des Körpers krähen kann. Wie er sich im Affenhaus überzeugt hat, können auch ganz junge Orangutans und Schimpansen mit der Borderhand die Gegend zwischen den Schultern nicht erreichen und wehren sich dagegen, wenn der Wärter das Experiment machen will.

Wir erzählen noch kurz den äußern Verlauf seines Lebens in den letzten dreißig Jahren. Im Sommer 1870 bekam er den Auftrag, die Strafgesetzgebung der drei skandinavischen Staaten an Ort und Stelle zu studieren. Daneben beschloß er, für eine Literaturkonvention zwischen Frankreich und Schweden zu wirken. Am 4. Juni reiste er mit seiner Frau und seinem elfjährigen Sohne ab. Als sie die Wohnung verließen, sagte er ahnungsvoll: Wer weiß, ob wir nicht bei der Rückkehr Preußen drin einquartiert finden. Bei der Fahrt durch Deutschland fielen ihm die Truppenbewegungen auf. „Wenn wir nicht bis zur Kriegserklärung blind gewesen wären, würde uns der Anblick dieser Soldaten zur Umkehr bewogen haben, denn in ihren Mienen, in ihrer Haltung konnte man es lesen, daß sie zum Siege eilten. Einige Wochen vorher hatte mir mein Freund Alphons Pénaud, inspecteur en chef der Marine, von der drohenden Haltung der deutschen Soldaten erzählt, die ihn auf einer Reise über den Rhein erschreckt habe. Aber damals dachten wir an keinen Krieg (einer der vielen Selbstwidersprüche aus Vergeßlichkeit, auf die man bei ihm stößt),

höchstens an den dänischen; beim Anblick der würdigen Männer, die uns bald darauf in Kopenhagen umgaben, wurden wir durch die Erinnerung an ihre Niederlagen beinah zu Tränen gerührt und bedauerten, daß ihnen Frankreich nicht zu Hilfe gekommen war.“ Schweden findet Mouton entzückend, sowohl das Land als auch die Leute. Das dortige Leben sei eine Idylle. „Die zivilisierten Menschen sind ja wohl überall dieselben, aber veränderte Lebensbedingungen ändern die Sitten, beeinflussen die Moralität und erzeugen je nach Umständen das Gute oder das Böse. Wenn die Bewohner eines kalten und armen Landes nicht von der Plünderung anderer Völker leben können, nicht einmal in der Form der heute von den Engländern verübten Ausbeutung, so sind sie gezwungen, sich durch ehrliche Arbeit zu ernähren. So lange die Schweden Europa plünderten, blieben sie Barbaren und waren nicht besser als ihre Opfer. Ihre jetzige Armut und der Zwang zur Arbeit haben die guten Keime erschlossen, die bis dahin durch die Laster Europas an der Entfaltung gehindert worden waren. Man versteht bei diesen rechtschaffnen und durchaus wahrhaftigen Menschen, was jetzt in Transvaal geschieht, wo ein unter ähnlichen Bedingungen lebendes kleines Volk einem der mächtigsten Völker, dem aber Ehrgefühl und Rechtschaffenheit fehlen, erfolgreich Trotz bietet.“ Wäre Moutons geographischer Horizont nicht französisch eng gewesen, so würde er von Völkern gewußt haben, bei denen die Armut weniger liebenswürdige Eigenschaften ausreißt. Besonders die Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit der schwedischen Gastwirte setzt ihn in Erstaunen, und als er gar diese edeln Männer über das Unglück Frankreichs weinen sieht, da schließt er sie für immer in sein Herz. Namentlich in Dalekarlien erlebt er tröstende Kundgebungen für Frankreich; wiederholt begrüßt ihn das Volk mit der Marsellaise und mit Vive la France! à bas l'Allemagne! Dort kommt ihm auch die Nachricht von der Kriegserklärung zu Ohren. Eben hatte er einem Deutschen die Hand gedrückt: „Nie mehr werde ich mit einem Menschen dieser Rasse einen Händedruck wechseln!“ Im Zelte eines Rentierlappen versinkt er in eine Meditation. Ist nicht das friedliche Leben dieser noch auf der untersten Kulturstufe zurückgebliebenen Menschen das denkbar glücklichste? Sie wissen nichts von Politik, von Krieg, von Büchern, von gelehrter Grübele. Sie können nicht einmal lesen, aber was des Lebens Notdurst erfordert, das haben sie; sie haben auch, wessen das Herz bedarf; sie lieben einander, und wenn sie sterben — sie sind Christen —, so wird es sich zeigen, daß sie vor Gott so viel wert sind wie wir. Und wie viele unter uns werden denn der Kulturgüter froh? Mitten im Überfluß dieser Güter lebt die große Masse, die ja arm ist, nicht viel besser als diese Lappen. Aus seiner Träumerei weckt ihn die Lappenjungfrau, die ihm Kaffee präsentiert. Beim Anblick der schrecklichen Tassen — der Kaffee selbst war gut — gedenkt er seines schönen Porzellans daheim, und die schmutzigen Teller, auf denen er sitzt, erinnern ihn an sein schönes Bett; er findet nun, daß die Zivilisation doch eigentlich nicht so übel ist. Das entzückendste in dem entzückenden Schweden sind die Gesellschaften beim Könige, nur daß des Verfassers Magen und Kopf den Anforderungen der schwedischen Gastfreundschaft, der man sich an einer königlichen Tafel nicht gut entziehen kann, nicht gewachsen sind. Man trinkt

dort den Likör aus Weingläsern und den Wein aus Biergläsern. Auf der Heimfahrt vom Diner steckt er zwei Zigarren in den Mund, singt und tanzt im Wagen Polka.

Nachdem er noch die Schönheiten des von Schweden grundverschiednen Norwegens bewundert hat, bestimmt ihn die Kunde von Sedan zur Heimfahrt. Die Familie reist über England. Er findet zwar ausgezeichnete Menschen in der englischen Aristokratie, aber im ganzen sind ihm die Engländer ein gräßliches und verabscheuungswürdiges Volk. Auf ihre Macht und ihren Reichtum gibt er nichts; deren Grundlage ist unsicher, schmal und unnatürlich; sie besteht aus der Flotte; diese kann durch die Erfindung eines Ingenieurs vernichtet werden, und dann — l'Angleterre aura vécu. In Frankreich kommen die Reisenden zunächst nur bis Laval, wo Mouton, weil sein Geld zu Ende geht, am Lyceum den Unterricht im Englischen für den erkrankten Lehrer übernimmt. Die Jungen machen bei ihm gute Fortschritte, aber die Disziplin verursacht ihm Schwierigkeiten. Eines Tags, wo sie es zu bunt treiben, hilft ihm eine Kriegslist: mit seiner Löwenstimme kommandiert er: Aufstehn! — Die Arme kreuzen! — Setzt euch! Den Rest der Stunde verhalten sie sich mäusestill. Nach dem Schluß schreitet er, mit Mühe das Lachen unterdrückend, majestätisch hinaus. Es war auf längere Zeit sein letzter Heiterkeitsanfall. Am andern Tage zwangen die nach Chanzy's Niederlage bei Le Mans anrückenden Deutschen zur Flucht.

Unter Abenteuern, die meist nicht sehr heiter waren, erreicht die durch den Anschluß von Verwandten auf sieben Köpfe angewachsene Gesellschaft am 14. Februar Paris. Er läßt sich in ein Bataillon Nationalgarde einreihen, verrichtet mit großem Eifer seinen Dienst und müht sich vor Ausbruch des Bürgerkrieges beim Zusammentreffen mit Kommunarden vergebens, diesen die Köpfe zurechtzurücken. Er flieht dann nach Versailles und empfindet nicht das geringste Mitleid mit den Leuten, die gefangen herübergebracht und erschossen werden. Er wohnt den Verhören bei und wundert sich, Leute von Stand und Bildung, auch Damen darunter zu sehen. Noch mehr erstaunt ist er über die vollkommene Ruhe und Höflichkeit, mit der sie sich alle benehmen. Ihre Antworten, von denen er nur einige nichtsagende mitteilt, findet er absurd; hätte er mehr mitgeteilt, so würde man vielleicht daraus erschen, daß die Leute ihre guten Gründe gehabt haben, sich der Versailler Regierung nicht zu unterwerfen, und eben dieser Umstand, daß man anderer Meinung sein könne als die Ordnungsmenschen, mag ihm absurd vorgekommen sein.

Nach der Wiederherstellung der Ordnung genöß er die Pariser Geselligkeit, nach der er sich in der Provinz so gesehnt hatte. Zwar hatte sie der steigende Luxus schon unter dem Kaiserreich stark beeinträchtigt, aber es gab immerhin noch Salons, die vor allem Pflegestätten der Musen und des Esprit waren. Unter ihnen scheint ihm keiner lieber gewesen zu sein als der der göttlichen Sarah, der er reichlich Weihrauch opfert. Dieser Salon war zugleich Bildhauerwerkstatt, und das macht ihn unserm literarischen Staatsanwalt doppelt lieb, denn er modelliert ebenfalls und betreibt auch die Pastellmalerei. In Versailles hat er einen Kommunardenkopf modelliert, dessen Ausstellung im

Schaufenster „die Polizei des Herrn Thiers“ verbot, weil er zu aufregend wirkte. Ein Gönner verschaffte später dem Kunstwerk einen Platz im Salon. Auch die Musik liebte und übte er, namentlich den Gesang, aber das Piano verabscheute er, und nicht einmal Liszt vermochte seinen Widerwillen gegen „die Maschine“ zu überwinden. Die musikalischen Genüsse gingen ihm im Alter durch Taubheit verloren. Im Gespräch verstand er sich einigermaßen zu helfen — durch eine Erfindung. Er hat gleich andern Schwerhörigen die Erfahrung gemacht, daß die Heilkuren und die gebräuchlichen Instrumente höchstens die Wirkung haben, den etwa noch vorhandenen Rest des Gehörs zu zerstören. Dagegen leistete ihm ein Rohr vortreffliche Dienste, das er sich selbst konstruiert hatte, und das ihm jeder leicht nachmachen kann. Es ist ein fünfzig bis sechzig Zentimeter langes, sechs bis sieben Zentimeter weites Rohr aus festem Papier oder Karton, das vollkommen zylindrisch sein muß, sodaß also beide Öffnungen gleich weit sind. Der Redende spricht in die eine Öffnung hinein, ohne das Papier mit den Lippen zu berühren. (Der Verfasser dieses Aufsatzes, der an demselben Übel leidet, hat Moutons Erfindung probiert und sehr gut befunden.)

Die Buchhändleranzeige sagt nicht, wann Mouton gestorben ist. Den letzten Abschnitt seines Buches hat er am 2. Januar 1901 unterzeichnet.

Dieser letzte Abschnitt ist seine „Philosophie.“ Sie ist in zwei sehr hübschen kleinen Aufsätzen enthalten, die *La vie* und *De la patrie* überschrieben sind. Jeder besteht aus zwei Teilen, die *contre* und *pour* plädieren. Der Pessimist beweist, daß alles Unsinn, der Optimist, daß der Kern des Lebens gut und die Vaterlandsliebe vernünftig ist. Was den Verfasser hauptsächlich berechtigt, die beiden Bände ein Stück Naturgeschichte des Menschen zu nennen, das läßt sich in einem Bericht darüber nicht wiedergeben. Es sind die zahlreichen Charakterzeichnungen von Personen jedes Standes. Eine wollen wir wenigstens erwähnen, weil er die Folgerung daraus zieht, der wahre Wert eines Menschen sei nicht nach seinen Taten und Leistungen, noch weniger natürlich nach seinen körperlichen und geistigen Gaben zu schätzen, sondern nach der Art und Weise, wie er sein Unglück trägt, besonders, wenn dieses Unglück ein untragisches graues Elend ist, und seine unbedeutende Persönlichkeit der Welt verborgen bleibt. Ein Bekannter Moutons, ein Mann aus guter Familie, hatte zeitlebens das ausgesuchteste Pech gehabt. Er hatte als Kaufmann durch nicht voraussehende Konjunkturen seine Ersparnisse verloren, hatte dann immer nur jämmerlich schlechte Posten, bis zu sechshundert Franken hinunter bekommen, war zeitlebens blutarm geblieben, hatte aber seine Stellung in der guten Gesellschaft behauptet, war nie jemand einen Centime schuldig geblieben und erschien immer heiter, guter Laune und glücklich. Unterstützung ließ er sich nur in der Form von Einladungen zu Mahlzeiten gefallen, und da seine Mittel nicht einmal zu einem Weilschenbukett für die Frau vom Hause langten, revanchierte er sich damit, wenn Pellkartoffeln auf den Tisch kamen, er sie allen Tischgenossen schälte, was er sehr geschickt und elegant zu tun pflegte.

